

Michael Jäckel

**Zeitzeichen.
Einblicke in den Rhythmus
der Gesellschaft**

2. Auflage

Der Autor

Michael Jäckel, Jg. 1959, Dr. phil., ist Professor für Soziologie an der Universität Trier. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die Konsumsoziologie, die Mediensoziologie und die Soziologie der Zeit. Von 2011 bis 2023 war er Präsident der Universität Trier.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-8305-7 Print

ISBN 978-3-7799-8306-4 E-Book (PDF)

ISBN 978-3-7799-8307-1 E-Book (ePub)

2. Auflage 2024

© 2024 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Hanna Sachs

Satz: Helmut Rohde, Euskirchen

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag
(ID 15985-2104-100)

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter:

www.beltz.de

„Die Zeit entsteht mit der Unlust.“

Novalis

*„Hol mich aus dieser schnellen Zeit,
nimm mir ein bisschen Geschwindigkeit.“*

Silbermond

*„Stecker raus, keine Daten,
die Welt da draußen, die muss warten.“*

Max Raabe

Inhalt

Vorbemerkung	<u>9</u>
Zeitzeichen. Eine Einführung	<u>11</u>
Kapitel 1	
„Mathematical time is empty“ – Wie äußert sich soziale Zeit?	<u>19</u>
Kapitel 2	
„Scholé“ – Von der Muße zur Freizeit	<u>39</u>
Kapitel 3	
„Ja, wenn man ihr aufpaßt, der Zeit, ...“ – Methoden und Kontroversen der Zeitbudgetforschung	<u>65</u>
Kapitel 4	
„At your Service“ – Sozialer Status und Zeit	<u>83</u>
Kapitel 5	
„Wollt ihr denn ewig leben?“ – Alter und Altern heute	<u>107</u>
Kapitel 6	
„Lange nachdenken schadet nur“ – Über Entscheidungen und Aktivitäten	<u>127</u>
Kapitel 7	
„Immer mit der Ruhe?“ – Symptome der Tempogesellschaft	<u>147</u>
Kapitel 8	
„Matches against time“ – Investitionen in Körper und Gesundheit	<u>175</u>

Kapitel 9

„What comes next?“ – Über Vergangenheit, Gegenwart
und Zukunft

197

Nachbemerkung

209

Literatur

211

Vorbemerkung

Zeitzeichen begleiten uns unentwegt: das Glockengeläut, die Turmuhr, das Pfeifen eines Wasserkochers, ein Linienbus, der immer zur selben Zeit vorbeifährt, das Signal des fahrenden Bäckers, der Gong im Theater, das Fünf-Minuten-Ei, ein Arzttermin. Häufig signalisieren sie einen festen Rhythmus. Aber sie weisen auch auf Außergewöhnliches hin. Unsere Aufmerksamkeit wird verlangt.

Nach zwölf Jahren darf erwartet werden, dass zu den Zeichen der Zeit, die in der ersten Auflage dieses Buchs analysiert wurden, weitere hinzugekommen sind. Nehmen wir z. B. die Diskussion über eine Staugebühr, die vor vielen Jahren bereits ein Vorbild in der Londoner City fand: Kann eine „Congestion Charge“ den Zeitverlust mindern oder wirkt eine „daily fee for driving“ wie ein weiteres Statussymbol? „Slow Looking“ soll für eine Steigerung von Achtsamkeit stehen, Zeitsperren stehen für Zugangsbarrieren zu Angeboten, sei es aus Gründen der Knappheit oder um Suchtphänomenen vorzubeugen. Nicht alles ist neu, aber Zeit bindet und ruft immer wieder nach Optimierungsstrategien im Alltag.

Die nunmehr überarbeitete und erweiterte Auflage behält die Kapitelstruktur weitgehend bei, baut aber den Inhalt an vielen Stellen anders oder mit neuen Beispielen und Befunden auf. Für die historischen Passagen gilt dies natürlich weniger. Ich danke meiner studentischen Mitarbeiterin Hannah Weis für ihre Mitwirkung.

Auf Unterüberschriften wurde erneut verzichtet, untergliedert wird durch arabische Ziffern (1., 2. etc.). Hervorhebungen werden sowohl im Text als auch in den Zitaten – auch wenn das Original es vorsah – nicht übernommen. Die Kapitel 1 bis 9 werden in der Regel mit einem Leitgedanken eines Autors eingeleitet und auch mit einem Gedanken dieses Autors abgeschlossen. Ergänzende Textbeispiele dienen der Veranschaulichung einzelner Zeitzeichen, die mit dem Symbol einer Sanduhr gekennzeichnet sind [☰]. Leseempfehlungen folgen jeweils am Ende der Ausführungen.

Danken möchte ich schließlich erneut dem Verlagsleiter von Beltz Juventa, Frank Engelhardt, für das Interesse an einer zweiten Auflage.

Trier, im Februar 2024
Michael Jäckel

Zeitzeichen. Eine Einführung

1.

Am Anfang soll eine Hypothese stehen: »Wenn Menschen beim Telefonieren beobachtet werden, dann fassen sie sich kurz.« Es war im Jahr 1959, als eine Postfiliale in Deutschland mit der Einführung gläserner Telefonzellen die Sprechzeit an einem öffentlichen Fernsprecher reduzieren wollte. Die Warteschlange vor dem damals knappen Gut gab Anlass dazu. Ferngespräche waren teuer und wurden in der Regel in den nummerierten Telefonkabinen auf drei Minuten begrenzt. Ortsgespräche hingegen waren in den wenigen öffentlichen Telefonzellen günstig und zeitlich zunächst nicht limitiert. Für 20 Pfennig konnte lange gesprochen werden. Heute ist das Telefon zu einer Erweiterung unseres Körpers geworden. Die Gesprächsdauer ist individualisiert. Hinweise auf ein Störempfinden sorgen nun eher für zahlreiche Aufforderungen, Rücksicht zu nehmen. Man denke an den Ruhebereich in Fernzügen.

Beim Reisen wird nämlich nicht nur auf die Ankunft am Zielbahnhof gewartet. Zum Ausruhen gehört das Nichtstun, die Entspannung, das Lesen oder Hören. Viele Medien gewährleisten den Zugang zu Informationen. Das Zeitungsrascheln oder Umblättern von Buchseiten vermischt sich mit vielen akustischen Signalen, die die IT-Welt bereithält. Wer aus dem Fenster schaut, genießt die vorbeiziehende Landschaft. So kann trotz eines schnellen Transports vieles gesehen werden. Das langsame und das schnelle Sehen wechseln sich ab. In der Forschung stehen beide Begriffe mittlerweile für ein „Wahrnehmungsdispositiv“, das mal Konzentration, mal Langeweile repräsentieren kann.

Auch beim Lesen wird unsere Geduld auf die Probe gestellt. Das Lesen auf Bildschirmen erfolgt bekanntermaßen schneller. Hinzu kommt ein Nachlassen der kognitiven Geduld. Der Konsonantenstau¹ „tl, dr“ steht in der „Kurznachrichten-Sprachwelt“ für „too long, didn't read.“ Langsames Lesen kann aber grundsätzlich auch der Komplexität eines Textes und/oder der Freude am Schreibstil und Inhalt geschuldet sein.

Die Beispiele stehen exemplarisch für die Zielsetzung dieses Buchs. Zeit hat keine unmittelbar erkennbare Materialität. Die Uhr tickt, Schnelligkeit umschreiben wir mit Zisch-Lauten und wenn wir mit verbundenen Augen an die Zukunft denken sollen, scheinen wir mehr nach vorne zu schwanken (vgl. Weiler 2013, S. 64). Es gibt somit eine Vielzahl von Versuchen, die Zeit über mehr oder weniger verlässliche Indikatoren als „Wirkstoff“ kenntlich zu machen.

Mitten in der Corona-Pandemie erschien eine neue Monografie, die sich den Regeln des Wartens widmete. Price nannte sein Buch „Sociology of Waiting“. Auch wenn in dieser Abhandlung vorwiegend Beobachtungen aus den Vereinigten Staaten präsentiert werden („How Americans wait“), zeigen die Beispiele eine große Nähe zu den Erfahrungen an anderen Orten dieser Welt: Ein Spiel wird unterbrochen, weil die Entscheidung des Schiedsrichters infrage gestellt wird. So wird Geduld Teil des Sportevents. In einem Verkehrsstau tauchen Blumenhändler auf. Warteschlangen vor öffentlichen Gebäuden laden zu Geschäftsmodellen ein. Wo noch kein Bedürfnis ist, kann der Bedarf noch geweckt werden. Das „waiting game“ (Price 2021, S. 7) ist ein Beispiel für Aktivität in Passivität.

Von dem Kirchenlehrer Augustinus wurde das Warten als „die Gegenwart des Zukünftigen“ (Augustinus 2004, S. 565) beschrieben. Die Erwartung von etwas, das irgendwann kommen wird, bestimmt die Wahrnehmung des Augenblicks. Manche warten auf bestimmte Dinge vergebens, so dass ihnen die Zukunft dieser späteren Gegenwart immer ferner erscheint. Wer den Satz also umkehrt, nähert sich einer hoffnungslosen Situation. Die Ausnahmesituation der

1 Don DeLillo verwendet den Begriff in seinem Roman *Null K* (2016, S. 21).

Corona-Pandemie endete für sehr viele Menschen dramatisch, für weitere viele in einer anhaltenden Sorge um ihre Existenz. Dieses Zeiterleben ist ein harter Prüfstein.

Die Journalistin Friederike Gräff eröffnet ihr Buch „Warten. Erkundungen eines ungeliebten Zustands“ (2014) mit einem Zitat von Leo Tolstoi: „Alles nimmt ein gutes Ende für den, der warten kann.“ In der Tat wird dem Phänomen seine Schwere genommen, wenn diese Zeit in Geduld ertragen werden kann. Bestimmte Berufszweige müssen sich im Warten üben, sie agieren als Stellvertreter im Dienste der Öffentlichkeit. Fotografen und Journalisten gehören hierzu. Eine angekündigte Pressekonferenz verschiebt sich, Druckhäuser warten auf den finalen Bericht und die passende Illustration. Ebenso wartet z. B. eine politische Öffentlichkeit auf wichtige Entscheidungen, sieht Probleme, z. B. die Bewältigung des Klimawandels, in den Hintergrund treten. Wer über das Warten nachdenkt, sieht darin an vielen Stellen einen sehr präsenten Begleiter unseres Lebens. Der Zeit selbst wird in Krisensituationen mehr Aufmerksamkeit geschenkt, dadurch scheint sie langsamer zu vergehen. Zugleich ist die Informationsdichte so hoch, dass z. B. die Pandemie während ihres Bestehens einer Ewigkeit gleichkam. Viele waren überrascht, wie schnell dann die öffentliche Wahrnehmung auf andere Ereignisse gelenkt wurde.

Die literarische Revue des Phänomens zeigt, dass in der Fähigkeit zu warten etwas Heldenhaftes angelegt ist. In unserem Alltag treten die Helden der Geduld eher in den Hintergrund, die Wahrnehmung selbst ist von Eile getrieben. Wer erfährt, dass die Wartezeit auf eine Organspende 20 Jahre beträgt, registriert in seinem sozialen Umfeld große Anteilnahme, auf der Makroebene aber dominiert eher systemische Kritik im Sinne von: „Warum ist das so?“ Beispiele dieser Art stehen für eine langwährende und dann erfüllte Hoffnung. Sie sind in mentaler Hinsicht wiederum völlig anders zu bewerten als Situationen, in denen die eigentliche Gratifikation im Warten selbst liegt. Die Vorfreude auf Ereignisse, die man in besonderer Weise wertschätzt, sei hier erwähnt.

Die Welt des Wartens ist also eine sehr vielfältige. Eine Welt, in der alles sofort zur Verfügung stünde, würde uns im Ergebnis vermutlich noch unzufriedener machen. Dieser wären Koordinations- und Verhandlungskosten, somit auch alles Politische, fremd. Auch Warten als Zeichen des Respekts oder der Verehrung würde fehlen. Die Kehrseite wäre der unentwegte Wartestand, der uns ein Versagen auf allen Bedürfnisfeldern anzeigt. Warten steht gleichsam für das unterschiedliche Erleben einer Differenz, gibt also verschiedenen Situationen eine typische Gestalt. Auch das wird an verschiedenen Stellen dieses Buchs deutlich werden.

2.

„Ja, wenn man ihr aufgeßt, der Zeit ...“ – dann kommen erstaunliche Dinge zutage, die das Buch Zeitzeichen analysiert und einordnet: z. B. durststillende Pillen, die Zeit sparen sollen oder At your Service-Agenturen, an die zeitintensive Erledigungen delegiert werden können. Eine Gesellschaft ohne Zeit produziert unentwegt Hinweise auf ihre Existenz: schnelles oder langsames Essen, nach Diktat verweist, ewig jung. Der Satz aus Thomas Manns „Zauberberg“ ist zugleich auch die Überschrift des dritten Kapitels, das für Zeitmessung und Zeitwahrnehmung sensibilisieren soll – auch in methodischer Hinsicht.

Das Buch ist ein Beitrag zur Soziologie der Zeit und illustriert an alltäglichen Phänomenen den Umgang mit einer zumeist als knapp erlebten Ressource. Ob der Wandel von Arbeit und Freizeit, das Tempo des Lebens, veränderte Perspektiven auf Jugend und Alter oder das Erleben von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: als Leitfaden dient keine in sich abgeschlossene Theorie. Es geht um Zeitsignale, um ein Puzzle von vermeintlich disparaten Dingen, die sich einstellen, weil Kalender geführt werden, Menschen miteinander konkurrieren oder gemeinsam Ziele erreichen wollen. Fallbeispiele und Anekdoten runden die Darstellung ab.

„Es gibt niemanden in meiner Umgebung, mit dem ich darüber reden kann, dass es Zeit eigentlich nicht gibt. [Ich] ... frage mich oft, ob nicht alles gleichzeitig passiert und nur durch unsere Art zu leben in ein Nacheinander zerfällt.“ Diese Zeilen stammen aus Edgar Selges Roman „Hast du uns endlich gefunden“ (2021, S. 191). Die ersten Seiten von Marcel Prousts Roman „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ haben den bekannten Charakterdarsteller zu diesen Gedanken inspiriert. Prousts Werk umfasst sieben Bände über eine (verlorene) Kindheit und Jugend. Die Faszination für diesen Roman zeigt, warum etwas Vergängliches, etwas, das sich für spätere Anlässe nicht in Pakete speichern lässt und bei Bedarf zum Abruf bereitsteht, ein Thema von öffentlichem Interesse ist. Auf annähernd 4200 Seiten erstreckt sich diese Suche.

Die Kunst, so hat es Manfred Hennen einmal präzise formuliert, besteht darin, angesichts der Endlichkeit des Lebens sich selbst bei Laune zu halten (vgl. Hennen 1990, S. 271). Wohl auch ein Grund, dass uns die Idee der Zeitdiebe, die Michael Ende in „Momo“ entfaltet, so begeistert – wie überhaupt das Unwahrscheinliche ebenso Chance auf große Aufmerksamkeit genießt wie das Reelle. Es gibt, so Robert Musil, Menschen mit einem ausgeprägten Möglichkeits-sinn, die nicht nur „Hier ist dies oder das geschehen [...]“ sagen, sondern auch „Hier könnte, sollte oder müßte geschehen [...]“ von sich geben (1932 [zuerst 1930], S. 16). Die neuere Religionssoziologie spricht von einer Re-Mystifizierung, von einem Bedürfnis nach Verzauberung, weil uns die Entzauberung der Welt mit ihrer kühlen Rationalität emotional eben auch erkalten lässt.

Am meisten ärgert man sich wohl über das Tempo, das im Zuge einer sich ausdehnenden funktionalen Differenzierung den Einzelnen in den Sog einer arbeitsteiligen Gesellschaft zieht, die manchem nicht einmal mehr die Zeit zu lassen scheint, Erfolge oder Zufriedenheit zu genießen. Jene, die das Glück nicht auf ihrer Seite hatten, sagen wiederum gelegentlich: „Dann fangen wir noch einmal ganz von vorne an.“ Aber sie wissen dabei auch, dass sie Vergangenes nicht ungeschehen machen können. „Man fängt nicht noch mal von vorn an. Darum geht es. Jeder Schritt, den man tut, ist für immer. Man kann ihn nicht ungeschehen machen. Auch

nicht teilweise. [...] Dein Leben besteht aus den Tagen, aus denen es besteht. Aus nichts anderem. Du glaubst vielleicht, du könntest weglaufen, deinen Namen ändern und was weiß ich noch alles. Nochmal von vorn anfangen. Und dann wachst du eines Morgens auf und starrst die Decke an, und rate mal, wer da liegt?“ (McCarthy 2009, S. 207), lässt Cormac McCarthy den Hobbyjäger Llewellyn Moss in seinem Roman „Kein Land für alte Männer“ sagen.

Dass gleich zu Beginn dieses Buches über die Zeit so häufig die Literatur bemüht wird, hat seinen guten Grund. Zeit war, ist und wird Motiv der Schriftsteller bleiben. Sie gibt unserem Alltag eine Struktur und ist deshalb soziale Zeit, obwohl sie selbstverständlich immer individuell erlebt wird. Wenn jemand zu uns sagt: „Und bringen Sie etwas Zeit mit!“, dann packen wir zwar nichts ein, aber wir wissen, dass das vor uns liegende nicht auf die Schnelle erledigt werden kann. Wenn wir dagegen ein Fast-Food-Restaurant betreten, gehen wir von kurzen Wartezeiten aus. Warteschlangen in einer solchen Einrichtung sind eigentlich ein Anachronismus. Nur die beständige Hektik des Verkaufspersonals gibt uns die Gewissheit, dass es dieses Mal nicht um „Wait to be seated“ geht.

Bereits während der Corona-Pandemie entstand das Bedürfnis, dem Buch aus dem Jahr 2012 neue Beobachtungen hinzuzufügen. Auch die Regulierung unseres Alltags durch eine wachsende Zahl elektronischer Medien, die Zunahme des selbst- und fremderzeugten Kommunikationsaufkommens, die tägliche Wiederkehr eines Rekordwahns, die dem Erleben und Verarbeiten der vielen Eindrücke die Stopp-Funktion zu entziehen scheint, sind ein Grund dafür. Daher auch das Erstaunen über die lange Stilllegung oder Umgestaltung von Institutionen, die dem Alltag wie selbstverständlich eine Ordnung gegeben haben. Was man aus Erzählungen über eine unberechenbare Zukunft kannte und dystopisch nannte, war plötzlich sehr nah. Ein Meister dieses Genre, Don DeLillo, hatte seinen Kurzroman „The Silence“ (2020) kurz vor der Pandemie abgeschlossen. Aber die Geschichte über den Totalausfall aller Systeme beschreibt eindrücklich den Bruch, den ein technologisches Koma auslöst. Für den britischen Guardian war es „[a]n apocalyptic novel of our times.“


Dies ist also ein Buch über den Rhythmus der Gesellschaft. Die Idee dazu ist bereits vor langer Zeit entstanden. Ich kann heute nicht mehr sagen, wann ich das Buch von Sten Nadolny gelesen habe. Aber die Geschichte des Kapitäns John Franklin, der zu den großen Entdeckern der Vergangenheit gehört (vgl. Saller 2006), hat mein Interesse an diesem Thema geweckt. Es ist ein Plädoyer für den behutsamen Umgang mit sich selbst. Bevor in den folgenden Kapiteln verschiedene Zeitzeichen diskutiert werden, möchte ich auf einige Beispiele aus „Die Entdeckung der Langsamkeit“ hinweisen.

Auf seinen Wanderschaften durch London sah John Franklin etwas, das heute als kuriose Meldung in „Breaking News“ einen Platz finden könnte: „Am Nachmittag sah er zu, wie drei betrunkene Ruderer mit den Strömungen unter der London Bridge nicht fertig wurden. Das Boot schlug gegen den Pfeiler und zerbrach, alle ertranken. Plötzlich hatten da die Leute Zeit zum Schauen! Die Zeitknappheit war nichts als eine Mode, hier der Beweis.“ (Nadolny 1987, S. 268) Offenbar kannte bereits das frühe 19. Jahrhundert – und ohne Zweifel noch frühere Jahrhunderte – den Zeitspeicher „Aufmerksamkeit“. Die Ökonomie der Aufmerksamkeit ist somit auch ein Mechanismus zur Allokation von Zeitbudgets. An einem Nachmittag unterhielt sich Franklin mit der Witwe eines Predigers, die für eine Zeitung warb, in der die Wahrheit stünde. Sein Fazit aus dem Gespräch lautete: „Die Wahrheit, dachte er. Das war das Entscheidende. Bei einer wahrheitsliebenden Zeitung spielte es keine Rolle, ob der Redakteur etwas langsam war. Verdienen konnte er damit zwar auch nichts ... ‚Gut‘, sagte er.“ (ebenda, S. 178) Auf der Suche nach Wahrheit ist Langsamkeit heute eine eher seltene Tugend. Nachdem die Menschen erst einmal die Erwartung, dass es ständig neue Nachrichten gibt, internalisiert hatten, konnte eben – oder musste – das Vorläufige auf Dauer den Status einer Nachricht erhalten. Und wenn es nichts zu berichten gibt, dann hat man noch Reste aus der Vergangenheit, die allemal als Lückenfüller dienen können.

Aber in jedem System gibt es schnelle und langsame Elemente. Bevor der US-amerikanische Ingenieur Frederick Winslow Taylor begann, die Menschen bei ihren Aktivitäten zu messen,

um sie anschließend optimal steuern zu können, entwickelte die Romanfigur Dr. Orme eine Idee, die so in modernen Berufsklassifikationen nicht – zumindest nicht direkt – vorkommt: „Man lasse die Schnellen schnell, und die Langsamen langsam sein, jeden nach seinem aparten Zeitmaß. Die Schnellen können in Überblicksberufe gebracht werden, die der Beschleunigung des Zeitalters ausgesetzt sind: Sie werden das gut vertragen und als Kutscher oder Parlamentsabgeordnete beste Dienste tun. Langsame Menschen hingegen lasse man Einzelheitsberufe wie Handwerk, Arzt, Gewerbe oder Malerei lernen. Aus dieser Zurückgezogenheit werden sie auch den allmählichen Wandel am besten verfolgen können und die Arbeit der Schnellen und Regierenden vom Ergebnis her sorgsam beurteilen.“ (ebenda, S. 208) Der moderne Handwerker und auch der moderne Arzt würden sich ohne Zweifel freuen, wenn ihnen diese Zurückgezogenheit und diese Beobachterrolle heute zukommen könnten. In jedem Falle ist dies aber auch ein Beispiel für die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, für Rhythmen, die parallel existieren und laufen, mal kollidieren, mal ergänzend wirken oder eine wichtige Korrekturinstanz darstellen. Das moderne Rechtssystem beispielsweise ist dafür ein informativer Schauplatz, vor allem, wenn es als Schiedsrichter für überschnell gefällte politische Entscheidungen herhalten muss.

Einblicke in die Taktfrequenzen der Gesellschaft sollen die folgenden Ausführungen geben. Beschrieben werden die Eigenheiten der modernen Gesellschaft, Ungleichheiten in Zeitbudgets, der Umgang mit Zeitperspektiven im Lebenslauf, aber auch die Verteilung der Zeit auf unterschiedliche Aktivitäten, sei es das Arbeiten, das Vergnügen, das Entspannen, das Konsumieren, das gesellige Beisammensein oder die Beschäftigung mit sich selbst. Eine Soziologie der Zeit ist daher immer auch eine Soziologie, die Streifzüge durch andere Gebiete unternimmt. Auf diese Zeitreise soll der Leser in den folgenden Kapiteln mitgenommen werden.

 Die Sanduhr weist jeweils auf ergänzende Beispiele oder Erläuterungen hin.

Kapitel 1

„Mathematical time is empty“ – Wie äußert sich soziale Zeit?

1.

Nehmen wir an, jemand würde sagen: „Ich lebe im Einklang mit der Natur.“ Würde der Satz in einem energiepolitischen Symposium fallen, wäre es ein Bekenntnis zu umweltschonendem und natürliche Kreisläufe berücksichtigenden Lebensstil. Man isst also bestimmte Lebensmittel nur dann, wenn deren Jahreszeit auch gekommen ist. Die moderne Konsumgesellschaft missachtet diese Rhythmen, weil sie sich im Zuge einer Industrialisierung der Nahrungsmittelproduktion die ganze Welt zu einem Obst- und Gemüsegarten gemacht hat. Damit setzte sich das moderne Denken signifikant von der antiken Auffassung ab, die Schätze der Natur nur dann in Empfang zu nehmen, wenn sie tatsächlich auch bereitgestellt wurden (vgl. Gottwald 2011, S. 105). Der Satz könnte aber auch aus dem Munde eines Menschen stammen, der seinen Tagesablauf an Signalen orientiert, die nicht von Menschenhand gemacht worden sind. Wenn er fröhlich gestimmt ist, mag er vielleicht das bekannte Sprichwort bemühen: „Mach' es wie die Sonnenuhr, zähl' die schönen Stunden nur.“ Eine Zwischenform, die dazu noch schön anzusehen ist, stellt wohl die „Blumenuhr“ von Carl von Linné dar. Anhand der jeweils geöffneten Blütenkelche soll er die Uhrzeit erstaunlich genau bestimmen können (vgl. Thorbecke 2010, S. 4f.). Dabei, so Staas in einem Beitrag über die Entstehung des europäischen Zeitbewusstseins, war es bereits diese Art von

Zeiteinteilung, die den römischen Komödiendichter Plautus zu Klagen veranlasste, weil er der Auffassung war, dass sein Magen in dieser Hinsicht viel genauer und wahrhafter sei als der Schatten eines Stabes, der auf ein Zifferblatt fällt (vgl. Staas 2005, S. 80). Die Erkenntnisse der Chronobiologie, die sich mit eben solchen natürlichen, endogenen Rhythmen beschäftigt, scheinen solche Beschwerden zu bestätigen. Sie weisen auf verschiedene Folgen hin, die aus der Nichtbeachtung solcher Taktgeber resultieren können. Zu den inneren Uhren gehören insbesondere die Bedürfnisse nach Schlaf und eben der Nahrungsaufnahme (vgl. hierzu Meier-Koll 1995). Interessanterweise bemühte also auch Plautus zumindest indirekt die Ernährung als einen Taktgeber. Eine Antwort darauf könnte sein, dass das Knappheitsempfinden agrarisch geprägter Gesellschaften viel stärker von der Sorge um das tägliche Brot bestimmt war, während die moderne Gesellschaft Knappheit bei der Entfaltung von Wachstumsbedürfnissen erlebt. Wer wählen will und wählen kann, bringt damit die Bewirtschaftung der Zeit in die Welt.

Nun sind die alten Taktgeber keineswegs aus der Welt. Der Magen knurrt auch heute noch, aber niemand käme auf die Idee, dieses Knurren als verbindlichen Rhythmusgeber für gesellschaftliche Prozesse zu definieren. Das Knurren vermeldet ein persönliches Defizit, das vielleicht auch gewollt ist, weil man sich einer strengen Diät unterzieht. Für eine Soziologie der Zeit aber ist es kein Indiz für Zeitperspektiven und Zeithorizonte, die sich als Ergebnis sozialer Festlegungen beobachten lassen. Je weiter man sich von einer organischen Zeitvorstellung entfernt, je abstrakter also das Zeitempfinden wird, desto bedeutsamer werden Gesetzmäßigkeiten, die Menschen zur Regelung ihres Zusammenlebens geschaffen haben und als Koordinations- und Kooperationsmechanismus einsetzen. Nach Rinderspacher ist die Bewirtschaftung der Zeit ein signifikantes Symptom der modernen Ökonomie, weil sich Begriffe wie Zeitgewinn und Zeitverlust als Ergebnis gelungener oder misslungener Planung interpretieren lassen. Als Kalkulationsgröße manifestiert sie sich in Gewinnen und Verlusten, in Erträgen und Defiziten. Im Stadium der abstrakten Zeit muss man zwar auch weiterhin spontan und flexibel sein, aber es ist nicht jene Spontaneität, die typisch für

die organische Zeit ist, in der die Rhythmik der Natur den Menschen einen bestimmten Rhythmus abverlangte. Rinderspacher spricht hier auch von „Nicht-Zeit“ (1985, S. 72). Der nahende Wintereinbruch ist nicht genau kalkulierbar, aber verspätetes Handeln wird unverzüglich bestraft. Die organische Zeit ist insofern nicht frei von Zyklen, aber deren Festlegung liegt in stärkerem Maße außerhalb des Bestimmungsradius der Menschen. Die Sensibilität für diese Abläufe ist durch Veränderungen der zeitlichen Abfolge, also durch Signale aus der Natur selbst, gestiegen. Der Klimawandel steigert das Bewusstsein für das Regelwerk der Umwelt (vgl. Gribetz/Kaye 2023, S. 8 ff.). Die Festlegung von Zeremonien, Feiertagen und anderen besonderen Anlässen ist dagegen charakteristisch für die zyklische Zeit, wenngleich Rinderspacher hier noch nicht die Notwendigkeit einer chronologischen Abfolge sieht. Die Vielzahl der historisch entstandenen Kalenderformen aber dokumentiert das Bedürfnis nach Strukturierung des Alltags eindrucksvoll. Mit der linearen Zeit wird dieses kalkulierbare Element noch mehr in den Vordergrund gerückt und steht zugleich für ein neues Verständnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Zumindest wird Zukunftsorientierung erst mit dem Beginn der Neuzeit zu einem zentralen Problem, indem nun die Gestaltbarkeit der Zukunft zu einem philosophischen Thema wird und Geschichte zu einem „Variationsmechanismus“ (vgl. hierzu Walz 2004, S. 49 ff., ebenso Tricoire 2023, S. 15 ff., S. 129 ff.). Die Differenzierung hingegen, die Rinderspacher vorgeschlagen hat, ist zwar auch im Sinne einer historischen Abfolge interpretierbar. Viel bedeutsamer aber ist, dass man in Abhängigkeit von dem Ausdifferenzierungsgrad einer Gesellschaft eine Koexistenz verschiedener Zeitstrukturen beobachten kann (vgl. Rinderspacher 1985, S. 70 f.). Produktionsabläufe geben den Takt vor, die Schule organisiert sich über Stundenpläne, das gesellige Beisammensein hingegen wehrt sich gegen ein striktes Zeitmaß ebenso wie andere Subsysteme, zu denen Rinderspacher beispielsweise die Familie zählt: „Die sozialen Beziehungen in der Familie, gleichsam „der Zweck“ der Familie, erfordern für sich kein dem industriellen Arbeitsprozeß entsprechendes Zeitmaß [...].“ (1985, S. 71) Diese Zeitmaße sind heute ein zentrales Thema im

Verhältnis von Leben und Arbeiten. Der Fokus liegt nicht mehr nur auf den Erfordernissen der Familie, sondern dehnt sich als allgemeines Balancebedürfnis aus. Es bestimmt die Wahrnehmung der Qualität von Unternehmens- und Organisationskulturen. Dabei handelt es sich um mehr als eine Modeerscheinung. Rekrutierungsprozesse und Bedürfnislagen werden gleichermaßen beeinflusst.²

2.

Die Wahrnehmung von Zeit variiert also innerhalb gesellschaftlicher Subsysteme, zugleich ist die funktionale Differenzierung einer Gesellschaft, ihre Heterogenität im Hinblick auf sozialstrukturelle Merkmale wie Beruf und Bildung, ein wichtiger Indikator für die Wahrnehmung von Zeit. Je mehr die Aktivitäten der Menschen miteinander verwoben sind, je mehr also die gegenseitigen Abhängigkeiten ansteigen, desto notwendiger wird die Abstimmung von Zeitplänen. Je differenzierter diese werden, desto mehr nimmt Koordinationszeit zu.

Die gesellschaftliche Konstruktion dieser Zeitpläne manifestiert sich wohl historisch am deutlichsten in der Unterscheidung von Arbeit und Freizeit, die, folgt man den Analysen des britischen Historikers Thompson, vor allem das Resultat eines wachsenden Bedarfs nach Synchronisation von Arbeitsprozessen war. Für ihn war die Zeit vor der Industrialisierung noch durch ein buntes Durcheinander von Tätigkeiten bestimmt. Er sah diese willkürliche Abfolge durchaus noch bei einer Vielzahl moderner selbstständiger Berufe, zum Beispiel bei Künstlern, Schriftstellern, aber auch Studenten, und stellt die berechtigte Frage, ob dies nicht eigentlich der natürliche menschliche Arbeitsrhythmus sei. Im Hinblick auf die Struktur der heutigen Arbeitswelt könnte fast von einer Renaissance dieses Gedankens gesprochen werden.

2 Siehe hierzu auch die Ausführungen in Kapitel 2.

Für Thompson hat das industrielle Zeitregime, vor allem die industrielle Revolution, den Menschen die Lebenskunst genommen, Zeit ohne Zwang zu erleben (vgl. Thompson 1973, S. 103). Indem Zeit zur Ware wurde, konfligierten in zunehmendem Maße die Zeitrhythmen verschiedener Sozialsysteme, vor allen Dingen die der Wirtschaft und der Religion. Der Streit um Sonntagsarbeit, die Debatten um Ladenöffnungszeiten, die Festlegung von Kirchenzeiten und Sportzeiten [8] – die Liste der Auseinandersetzungen über traditionelle und moderne Zeitkulturen ist lang (vgl. hierzu auch Braun 2010).

Book of Sports³

Das „Book of Sports“ ist ein frühes Dokument (1617) zum Streit um die religiöse Bedeutung des Sonntags. Max Weber schrieb hierzu:

„Am charakteristischsten kommt dieser Zug wohl in dem Kampf um das »Book of sports«, welches Jacob I. und Karl I. zu dem ausgesprochenen Zweck der Bekämpfung des Puritanismus zum Gesetz erhoben und dessen Verlesung von allen Kanzeln der letztere anbefahl, zum Ausdruck. Wenn die Puritaner die Verfügung des Königs, daß am Sonntag gewisse volkstümliche Vergnügungen außerhalb der Kirchzeit gesetzlich erlaubt sein sollten, wie rasend bekämpften, so war es nicht nur die Störung der Sabbatruhe, sondern die ganze geflissentliche Ablenkung von der geordneten Lebensführung des Heiligen, was sie aufbrachte.“

Quelle: Weber 1963 [zuerst 1920], S. 183.

Das moderne Zeitverständnis ist also vor allem ein Ergebnis von ökonomischem und technischem Fortschritt einerseits sowie dadurch ausgelösten sozialen Konflikten andererseits. Die berühmten Kondratieff-Zyklen erklären langfristige ökonomische Entwicklungen unter Rückgriff auf bedeutende Basistechnologien. Dazu zählte Kondratieff auch die Dampfmaschine, die in Verbindung mit einer Umgestaltung der Arbeitsorganisation der industriellen Revolution den eigentlichen Schub verlieh. Lewis

3 Siehe zu dem „Book of Sports“ auch die Ausführungen in Kapitel 8.

Mumford sah dagegen vor allem in der Uhr die entscheidende Erfindung des industriellen Zeitalters (vgl. Mumford 1934, S. 330; sowie Rinderspacher 1985, S. 35). Umso erstaunlicher ist, dass jene, die unter diesem neuen Zeitverständnis in besonderer Weise zu leiden hatten, auch jene waren, die in der Uhr ein besonderes Statussymbol sahen. Taschenuhren wurden seit Beginn des 18. Jahrhunderts industriell gefertigt und das Schmuggeln billiger goldener Uhren war ein Markt, der vor allem die ärmeren Schichten bediente. Für die Arbeiter gehörte es zum Ausdruck eines gewissen Lebensstandards, wenn sie sich eine eigene Uhr kaufen konnten (vgl. hierzu Thompson 1973, S. 86 ff.). Auf diese Art und Weise wurde die objektive Zeit eben auch subjektiv erlebt. Aber jeder Blick auf die Uhr war zugleich ein Blick auf eine Konvention. Obwohl ein mechanischer Vorgang, wurde damit immer auch soziale Zeit angezeigt. Dieser Aspekt signalisiert das Verblassen einer aufgabenorientierten Zeitwahrnehmung. Im Folgenden soll dieser Begriff etwas näher betrachtet werden.

3.

In ihrem Beitrag „Social Time: Methodological and Functional Analysis“ stellten die amerikanischen Soziologen Pitirim A. Sorokin und Robert King Merton fest: „Social time is not continuous but is interrupted by critical dates“ (1937, S. 615) Diese „critical dates“ benötigen für ihre Festlegung gleichwohl eine weitere Referenz. Der ebenfalls prominent gewordene Satz „Mathematical time is ‚empty‘. It has no marks, no lacunae, to serve as points of origin or end.“ (ebenda, S. 623) soll offensichtlich verdeutlichen, dass beispielsweise die Festlegung eines Kalenders bereits einer sozialen Tatsache gleichkommt, weil sie in einen endlos scheinenden Prozess eine Ordnung hineinlegt [§]. Diese wiederum ist nicht willkürlich, sondern kann in unterschiedlichen Mischverhältnissen das Ergebnis astronomischer, physikalischer und/oder religiös bestimmter Ereignisse sein. Zumindest gilt für die Religion, dass sie in der Vergangenheit ein maßgeblicher Taktgeber war. Heute sind andere soziale Institutionen

ebenso in der Lage, eine „Periodizität der Riten“ (Durkheim 1981 [zuerst 1912], S. 29) zu gewährleisten. Wenn Durkheim (1858–1917) in seinen religionssoziologischen Arbeiten feststellt: „Ein Kalender drückt den Rhythmus der Kollektivtätigkeit aus und hat zugleich die Funktion, deren Regelmäßigkeit zu sichern.“ (ebenda, S. 29), so muss für die Gegenwart von einer Parallelität der Rhythmen ausgegangen werden und von einer Vielzahl konfligierender Daten, die wiederum das Ergebnis einer Pluralisierung der Lebensstile sind. Auch hier zeigt sich also, dass Zeitsysteme und Zeitrechnungen Mittel sind, um soziale Aktivitäten einer Gesellschaft zu koordinieren beziehungsweise zu synchronisieren (vgl. als Überblick hierzu Rifkin 1988 [zuerst 1987]).

Der französische Revolutionskalender

„Der nouveau calendrier, der »Revolutionskalender«, tritt am 5. Oktober 1793 in Kraft. Als Beginn des Jahres I wird der 22. September 1792 bestimmt. Ein Datum mit doppelter Symbolik: der 22. September 1792 ist der erste Tag nach Entstehung der Republik. Und an jenem Datum ist die Herbst-Tag- undnachtgleiche. Dies wird als astronomisches Symbol für die Gleichheit aller Menschen gesehen.

Ein Jahr hat zwölf Monate, nun aber zu je 30 Tagen – insgesamt also 360 Tage. Um das astronomische Jahr zu komplettieren, werden nach dem letzten Monat fünf zusätzliche Tage eingefügt, die Sansculottides. In Schaltjahren feiert man zudem einen zusätzlichen jour de la Révolution. Die Monate bestehen aus drei Dekaden (Wochen) zu je zehn Tagen mit zehn Stunden à 100 Minuten.

Neue Monatsnamen sollen die jeweilige „Eigenart der Jahreszeit, die Temperatur und den Zustand der Vegetation“ versinnbildlichen, so der Dichter Philippe Fabre d'Eglantine, der Erfinder der Namen: Für den Herbst Vendémiaire, Brumaire, Frimaire (Weinlese-, Nebel-, Raureifmonat), der Frühling Germinal, Floréal, Prairial (Keim-, Blüte-, Wiesenmonat), den Sommer Messidor, Thermidor, Fructidor (Ernte-, Hitze-, Fruchtmonat). Der neue Kalender beginnt mit dem 1. Vendémiaire des Jahres I.“

Quelle: Unger/Mischer 2006, S. 173

Namenspatrone in dem Positivisten-Kalender von Auguste Comte
(Auszüge):

	Monatsname	Wochennamen
Januar	MOSES (erste Theokratie)	Numa, Buddha, Konfuzius, Mohammed
März	ARISTOTELES (antike Philosophie)	Thales, Pythagoras, Sokrates, Platon
Juni	APOSTEL PAULUS (Katholizismus)	St. Augustinus, Hildebrand, St. Bernhard, Bossuet
September	GUTENBERG (moderne Industrie)	Kolumbus, Vaucanson, Watt, Montgolfier
Dezember	FRIEDRICH II. (moderne Politik)	Louis XI, Taciturnus, Richelieu, Cromwell
Finalmonat	BICHAT (moderne Wissenschaft)	Galileo, Newton, Lavoisier, Gall

Quelle: entnommen aus Comte 1849, S. 19.

Reformvorschläge, die die Festlegung des Jahreskalenders betreffen, gab es viele. Das Beispiel des Positivisten-Kalenders steht für einen nicht erfolgreichen Versuch der Reform des Gregorianischen Kalenders. Der Positivismus war mehr als eine Soziallehre. Er schuf seine eigene Ikonographie und setzte auf die Macht der Symbole und Bilder (vgl. hierzu insbesondere Lepenies 2010).

Der Bezug auf astronomische Phänomene (Mondumlauf, Erdrotation usw.) stellt lediglich eine (soziale) Übereinkunft dar und ist keineswegs zwingend oder gar naturgegeben (vgl. Sorokin/Merton 1937, S. 615). Die Verwendung von Metaphern zur Verdeutlichung von Zeitmaßen kann als weiterer Beleg für Referenzsysteme, die Zeit verdeutlichen sollen, dienen. Ethnologische Studien belegen, dass man etwa die Zeit für das Reiskochen oder die „Viehuhr“ verwandte, die sich an wiederkehrenden Arbeitsprozessen orientiert (vgl. Thompson 1973, S. 82 f.; Evans-Pritchard 1940, S. 101 ff.).

Neben diesen natürlichen Ankern dienen weitere Fixpunkte dazu, den endlosen Strom der Ereignisse mit Markierungspunkten zu versehen. Dazu gehört beispielsweise die Schulzeit, die Heirat, sogenannte „rites de passage“, die markante Punkte im Lebenslauf